KOMPAKT

Abba Naor

ZEUGENSCHAFT Am 21. März ist Abba Naor 98 Jahre alt geworden. Die Stiftung Bayerische Gedenkstätten dankt dem Schoa-Überlebenden für sein »außerordentliches Engagement als Zeitzeuge der nationalsozialistischen Verbrechen«. Im Auftrag der Stiftung berichtet Naor (ursprünglich Nauchowicz) seit Jahrzehnten in Schulen aller Gattungen sowie Bildungsstätten über seine Verfolgungsgeschichte. Wie er in seinen Erinnerungen *Ich sang für die SS. Mein Weg vom Ghetto zum israelischen Geheimdienst* beschreibt, kam Naor, 1928 in Kaunas/Litauen geboren, mit 13 Jahren ins dortige Ghetto. Dort verlor er seinen älteren Bruder. 1944 folgte die Deportation ins KZ Stutthof. Mutter und jüngerer Bruder wurden in Auschwitz ermordet, der Vater kam ins Außenlager Allach. Naor meldete sich freiwillig ins KZ-Außenlager Kaufering, weil er dort seinen Vater vermutete. Am 2. Mai 1945 wurde der inzwischen 17-Jährige auf dem Todesmarsch in Waakirchen bei Bad Tölz von einer Einheit der US-Armee befreit. Im DP-Lager fand er seinen Vater wieder und machte mit ihm gemeinsam Alija. *ikg*

Lebenslust

FILMCLUB Der Seniorentreff Mifgasch Chawerim in der Zaidman-Seniorenresidenz, Eugen-Jochum-Straße 4, zeigt am Montag, 30. März, 14.30 Uhr, die amerikanische Filmkomödie *Book Club – Das Beste kommt noch* aus dem Jahr 2018. In der Regie von Bill Holderman verkörpern die Filmstars Diane Keaton, Jane Fonda, Candice Bergen und Mary Steenburgen vier Freundinnen um die 60, die sich regelmäßig in ihrem privaten Buchclub treffen und jede auf ihre Weise sich nach Liebe und Wertschätzung sehnen. Zur Teilnahme wird um Anmeldung unter seniorentreff@zsr-m.de gebeten. *ikg*

Munich Roots

RESTITUTION Im Rahmen des Forschungsprojekts »Silberzwangsabgabe« konnte das Münchner Stadtmuseum bei 136 Silberobjekten aus der Sammlung Angewandte Kunst die ursprünglichen rechtmäßigen Eigentümer identifizieren. Dabei handelte es sich um Silbergegenstände, die Juden 1939/1940 in München zwangsweise an das NS-Regime aushändigten. Bislang konnten 130 Objekte an 38 Familien restituiert werden, weitere sechs Fälle stehen kurz vor dem Abschluss. Das Projektteam rund um die Provenienzforscherin Regina Prinz knüpfte Kontakte zu Nachfahren weltweit, die auf diese Weise oft erstmals etwas über die Geschichte ihrer jüdischen Vorfahren in München erfuhren. 2024 kamen sogar 18 Personen aus acht Familien und 2025 weitere 20 Personen aus neun Familien jeweils aus Europa, Israel, Nord-, Mittel- und Südamerika. *ikg*

Man kennt sich hier

GEMEINDE *Die Synagoge Possartstraße bewahrt Traditionen – und richtet sich neu aus*





Auf der Jiskor-Tafel (l.) stehen die Namen von Verstorbenen. Blick in die Synagoge in der Possartstraße

Fotos: IKG München und Oberbayern

VON ESTHER MARTEL

Die Synagoge in der Possartstraße gehört scheinbar zu den weniger sichtbaren Orten des jüdischen Lebens in München. Aber dieser Eindruck trügt: Hinter der zurückhaltenden Fassade hat sich die Synagoge in Bogenhausen über Jahrzehnte als feste Größe innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern etabliert. Nun steht die Synagoge vor einer grundlegenden Neuausrichtung.

Rund 200 Familien bilden den Kern der hiesigen Gemeinschaft. Sie ist bis heute besonders stark von alteingesessenen Familien geprägt, die seit der Nachkriegszeit und damit heute in dritter, teils schon vierter Generation in München ansässig sind. Viele osteuropäisch geprägte Traditionen aus der Vorkriegszeit werden hier weiter bewahrt. »Man hört zum Beispiel auch heute noch Jiddisch«, sagt Roy Rajber, Mitglied im Synagogenvorstand, dem Vaad. Lange Zeit dominierte die Sprache gar den Umgang in der Possartstraße.

MINJAN Die Wurzeln der Synagoge reichen weit zurück. Schon 1946 entstand in der nahen Villa Lauer am Ende der damals für die jüdische Gemeinschaft wichtigen Möhlstraße Münchens erster Minjan nach der Befreiung. Noch bevor die Synagoge an der Reichenbachstraße im Mai 1947 wieder eingeweiht werden konnte, fanden in Bogenhausen bereits Gottesdienste statt. In den 70er-Jahren verlagerte sich das Gebet dann in die Possartstraße. Ergänzt wurde das dortige Gebäude unter anderem durch eine Mikwe sowie die erste Repräsentanz von Chabad Lubawitsch in Deutschland, die 1988 am benachbarten Prinzregentenplatz entstand. Rabbiner Israel Diskin, seit damals Kopf von Chabad Lubawitsch München, ist beim Gebet zumeist hier anzutreffen. Von Anfang an war die Synagoge orthodox geprägt – und ist dies bis heute.

WANDEL Die Gemeinschaft hat sich mit der Zeit verändert. »Die IKG vereint heute ein deutlich breiteres und vielfältigeres kulturelles Erbe als früher«, sagt Rajber. Auch in der Possartstraße spiegelt sich dieser Wandel wider: Während die Mitpallelim, die Betenden, früher vor allem aus Osteuropa stammten, begegnen sich heute Menschen unterschiedlicher Herkunft, von Israel bis zur ehemaligen Sowjetunion.

Geblieben ist das Gefühl von Vertrautheit: »Hier ist es weniger formell«, beschreibt Rajber die Atmosphäre. »Die häufigste Beschreibung ist: Dieser Ort fühlt sich heimisch an.«

Ähnlich sieht es Esther Weinberger, die wie ihr Mann seit vielen Jahren in der Possartstraße betet: »Einen Zusammenhalt, wie es ihn in dieser Synagoge in der Frühzeit gab, sucht man in ganz München vergebens.« Wenn ihr gottseliger Vater einmal am Schabbat nicht zum Gebet gekommen sei, hätte am Samstagabend sofort das Telefon geklingelt. »Die Leute haben sich gleich erkundigt, ob bei ihm alles in Ordnung ist«, erzählt Weinberger. Immer noch zeichnet sich die Synagoge durch eine hohe Alltagspräsenz aus. Auch an Werktagen sind regelmäßig 20 bis 25 Männer zum Gebet versammelt, am Schabbat entsprechend deutlich mehr – eine Rückkehr zum Status quo ante nach sehr fordernden Jahren während der Coronapandemie, wie Rajber betont.

Rund 200 Familien bilden den Kern der hiesigen Gemeinschaft.

Heute sei vieles wieder wie früher: Kinder laufen durch die Flure, Familien treffen sich, Gespräche entstehen von selbst. Und doch ist auch ein Umbruch spürbar: »Die nächste Generation übernimmt zunehmend mehr Verantwortung«, beobachtet Roman Habermann, Präsident des Vaad und Sohn von Josef Habermann, der einst den Minjan in der Möhlstraße begründet hatte und später lange Jahre dem Vaad in der Possartstraße vorstand. »Und es ist erfreulich, dass deutlich mehr junge Familien die Synagoge besuchen.« Dieses Miteinander will der Vaad künftig weiter stärker fördern.

Nach mehreren Jahren Planung und vielen verschiedenen Entwürfen wurde inzwischen ein umfangreiches Umbaukonzept auf den Weg gebracht. Dabei wird das Gebäude funktional und zugleich symbolisch neu geordnet. Die Rückwand soll entfernt, die Synagoge zum Garten hin erweitert werden. Der bisherige Keller wird freigelegt und künftig als Erdgeschoss genutzt. Über die Pläne will der Vaad in den kommenden Monaten innerhalb der Kultusgemeinde ausführlicher informieren.

SPIELZIMMER Klar ist, dass ein besonderes Augenmerk den jüngsten Mitgliedern der Synagogenfamilie gelten wird. Das seit Kurzem bestehende Spielzimmer ist stark frequentiert und soll im Rahmen der Neugestaltung großzügig erweitert werden. Schon heute wird eine Kinderbetreuung am Schabbat angeboten, um Eltern die Teilnahme am Gemeindeleben zu erleichtern. »Wir wollen generationenübergreifend attraktiv sein«, sagt Habermann. Der Baubeginn des Projekts ist für den kommenden Herbst vorgesehen, im Frühjahr 2028 soll alles fertig sein. Esther Weinberger wünscht sich, dass die Maßnahmen auch das Gemeinschaftsgefühl stärken: »Zusammenhalt schaffen und erhalten, das ist das große Ziel.«

Für den Besucher wird deutlich: Die Possartstraße ist in Bewegung – sichtbar im Wandel und dazu bereit, bestehende Traditionen zu bewahren. Ihren Charme soll die Synagoge behalten. »Man kennt sich hier, man sieht sich regelmäßig – das war für mich immer Gemeinde«, sagt Rajber. Das soll auch in Zukunft so bleiben.

Dieser Beitrag ist Teil einer Serie über Münchner Synagogen.

Zu Hause zwischen den Stühlen

PERFORMANCE *Ilja Richter stellte sein neues Buch vor und verzauberte den Saal mit Gesang, Rezitationen und sogar als Bauchredner*

Im Laufe der Jahrzehnte ist Ilja Richter dreimal vom Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde eingeladen worden. 1989 ging es um sein gemeinsam mit seiner Mutter Eva verfasstes Buch *Der deutsche Jude* in der humoristischen »Bibliothek der deutschen Werte«, damals präsentiert im Gartenhaus am Prinzregentenplatz.

2007 kam er in der für die Bühne des Jüdischen Gemeindezentrums entwickelten Reihe »Humor verbindet« als Ensemblemitglied der Revue »Zores haben wir genug. Galgenhumor am Abgrund. Kabarettistisches im Jüdischen Kulturbund«. Konzipiert hatte diesen Abend der Kabbarett-Historiker und Regisseur Volker Kühn.

2025 sollte es rund um Richters jüngstes Buch *Lieber Gott als nochmal Jesus* eine Buchpräsentation im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit geben. Seine Bandscheiben hatten etwas dagegen, und so verging ein weiteres Jahr, bis die Kooperation mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu diesem – je nach Betonung – vielsinnigen Titel realisiert werden konnte.

Liegt die Betonung auf dem Appell an den Schöpfer, oder geht es eher um eine Rangfolge? Weder noch, und alles zusammen. Ilja Richter, der seine Vielseitigkeit schon in so vielen Genres unter Beweis stellte – vom Kinderstar über den jungen TV-Moderator, Schauspieler, Synchronsprecher bis zum Autor, Theater- und Musical-Regisseur –, verwandelte seine Buchpräsentation kurzerhand in eine One-Man-Performance, musikalisch begleitet von dem Piano-As Harry Ermer.

Er sang und rezitierte, erweckte eine Handpuppe zur frechen Sprechpartnerin, berlinerte und wienerte, dass es eine Freude war mit Reminiszenzen an all das Vergangene, Vertriebene, Vernichtete. Der gestrenge Komponist, Interpret und Autor Georg Kreisler hätte seine Freude gehabt an Richters Vortrag seines Klassikers »Ich fühl mich nicht zu Hause« aus dem Jahr 1966. Darin besingt ein Emigrant alle seine vergeblichen Versuche, sich geborgen zu fühlen – in Berlin, New York, Buenos Aires und Israel. Zu Hause fühlt er sich am Ende nur in seinem Schtetl, wo gilt: »Jetzt werde ich von der Seite angeschaut und krieg symbolisch einen Tritt«. Man gewinnt den Eindruck, dass Ilja Richter, drittes von vier Kindern des Paares Georg und Eva Richter, geborene Basch, sich in seinem Leben zwischen den symbolischen Stühlen gut eingerichtet hat. Seine kritische, ironische Distanz, die sich seit seiner Jugend hinter ausgesuchter Höflichkeit verbirgt, hat sicher mit seinem Elternhaus zu tun.



Foto: IKG-Kulturzentrum/Thomas Hauzenberger

Sorgten für viele Lacher: Ilja Richter und seine Handpuppe

Geboren wurde er 1952 in Ost-Berlin als Sohn einer Jüdin, die mit falschen Papieren in Deutschland überlebt hatte, und eines Vaters, der als Kommunist neuneinhalb Jahre im Zuchthaus und KZ hatte verbringen müssen. Diese Prägung schwingt in allem mit, so auch in Richters jüngstem Werk, das viele literarische Formen in sich vereint, von Dialogen über Gedichten bis zu Zitaten.

Und wenn es ans Eingemachte geht, sind Schalk und Ironie nicht weit. Selbst der Buchtitel ist »nicht gegen Jesus gemünzt«, betonte Richter: »Im Gegenteil. Ich mach mir Sorgen bei seinem Comeback. Schließlich ist Jesus ein entfernter Verwandter von mir« und brachte damit den ganzen Saal zu befreiendem Lachen.

Nora Niemann